

## Interview Vorschau Platzgumer

*„Korridorwelt“ heißt Dein Buch, der Held sieht sich selbst als einen der „Korridormenschen“, die du in Anlehnung an den „Yucca Corridor“ in Los Angeles so nennst. Was ist das genau?*

Der sogenannte ‚Yucca Corridor‘ war – obwohl mitten in Hollywood – Anfang der 90er-Jahre eines der schlechtesten und gefährlichsten Viertel in LA. Ich selbst habe damals in der Yucca Street gelebt. Jede Nacht zogen die militanten Truppen der Guardian Angels durch die Straße. Mittlerweile ist die Gegend gentrifiziert und nicht wiederzuerkennen – ein Prozess, der durch die Zerstörungen und den Neuaufbau nach dem Northridge-Erdbeben 1994 begünstigt wurde. Genau dort setzt mein Roman an. In ihm steht der Yucca Corridor exemplarisch für jene erbarmungslosen Einwandererviertel westlicher Industriestaaten, wo Menschen aus benachteiligten Regionen der Welt in der Hoffnung auf ein menschenwürdigeres Leben Zuflucht suchen. Sie landen in einer Art Korridor, einem Zwischenort, von wo es kein Zurück und kaum ein Weiterkommen gibt. Nur solange der nötige Zweckoptimismus hält, erscheint den hier Gestrandeten eine Veränderung möglich. Grundsätzlich aber sitzen sie fest, weil jeder Weg, der von hier weiterführen könnte, mit Risiko und Illegalität verbunden ist.

Der Protagonist des Romans, den es hierher verschlägt, ist ein ungewöhnlicher Flüchtling, denn er kommt selbst aus einem wohlhabenden Land. Er ist Mitteleuropäer und aus dem Wohlstand geflüchtet – und hat nachvollziehbare Gründe dafür. Auch er war einer Verwahrlosung ausgesetzt und steht mit dem Rücken zur Wand. Auch für ihn gibt es kein Zurück und nur eine äußerst unsichere Zukunft.

*Deine Autor-Biografie verrät es schon, auch Du hast mal „Dein Geld in Münzen“ verdient, als Du als Straßenmusiker gearbeitet hast. Hattest Du damals schon den Wunsch, das mal zu literarisieren?*

Ich habe mein Geld lange ‚in Münzen‘ verdient, seit meiner Teenager-Zeit (über)lebte ich als Musiker, selten jedoch musste ich auf diese letzte Ressource zurückgreifen, die für Julian Ogert, meinen Protagonisten, einzige Einkommensquelle ist: das Musizieren auf der Straße. Ich hatte bislang, seit drei Jahrzehnten das Glück, von meiner Kunst mehr oder weniger erfolgreich leben zu können. Das *Busking*, die Straßenmusiziererei, habe ich jedoch immer als Notlösung im Hinterkopf, sollte es eines Tages wieder eng werden, besonders im Alter, weil ich ja praktisch keinerlei Rente zu erwarten habe. Das sage ich meinen Kindern immer, dass ich dann vielleicht in Südeuropa oder Südamerika, in einem warmen Land auf der Straße sitzen und spielen werde, und sie mich doch besuchen kommen mögen. Mein Nachteil hierbei ist, dass ich mich gleich wie Julian Ogert schlecht als anbiedernder Clown, als Gaukler, als aufheiternder Entertainer eigne. Als solcher macht man auf der Straße einen besseren Stundenlohn. Ähnlich wie meine Hauptfigur komme ich natürlich auch nicht von der Straße, sondern entstamme wie er aus einer Akademikerfamilie, dem Bildungsbürgertum, das ich mehr oder weniger freiwillig verließ. Erst mit dem Jahrtausendwechsel habe ich begonnen, mein Leben als Musiker zu literarisieren, für den Bayerischen Rundfunk zuerst, woraus der autobiografische Roman ‚Expedition‘ entstand. Fast fünf Jahre hatte ich an diesem Debut gearbeitet. Diese Erfahrung des Schreibens und die guten Kritiken führten mich zu meinem zweiten künstlerischen Standbein, der Schriftstellerei, die heute für mich einen höheren Stellenwert eingenommen hat als die Musik. ‚Korridorwelt‘ ist mein sechstes Buch, und auch es hat wie die meisten davor nicht viel mit Musik zu tun. Die Musik dient hier als Lebensform, nicht als Kunst. Sie ist eine Möglichkeit, sich über Wasser zu halten, sich zu definieren. Das Musikalische in diesem Buch liegt eher in der Sprache, im

Rhythmus, in den Tempiwechseln, in der Komposition, die für mich vergleichbar mit einem musikalischen Werk ist.

*Los Angeles nach dem Erdbeben, Pripjat nach dem Reaktorunglück bei Tschernobyl – Du hast ein Faible für apokalyptische Settings, oder? Und für weite Reisen? Siehst Du da ein „werkübergreifendes“ Thema, das Dich beschäftigt?*

Auf jeden Fall sind all meine schriftstellerischen Arbeiten inhaltlich, thematisch und atmosphärisch miteinander verbunden. Das ging mit den letzten Seiten der „Expedition“ und der darin beschriebenen Nordpol-Sehnsucht los, welche direkt auf den folgenden Roman verwies. Eines meiner Bücher/Stücke führt mehr oder weniger direkt zum nächsten, beleuchtet zwar unterschiedlichste Regionen der Welt, zeigt dort aber Parallelen auf. Ob das nun die hohe Arktis NordOst („Weiß“) ist, die kontaminierte Todeszone um Tschernobyl („Der Elefantenfuß“), das Wüstencamp der Bauleute in der libyschen Einöde („Trans-Maghreb“) oder das nach dem Beben menschenverlassene Los Angeles und die Atacamawüste wie jetzt in „Korridorwelt“; immer geht es darum, wie Menschen in lebenswidrigen Bedingungen zurecht kommen. Immer sind es Figuren, die an eine Grenze getrieben wurden (oder bereits darüber hinaus) und sich fragen, was ihnen das Leben zu bieten hat.

Bei meiner Recherche damals bei Tschernobyl stieß ich auf die Aussage eines in der Sperrzone ansässigen, vertriebenen und zurückgekehrten Bauern, der meinte, dass in der Zone jeder noch so ungebildete Bauer zum Philosophen wird. Was macht es aus uns, frage ich mich immer wieder, wenn wir aus all unserer Normalität gerissen werden, aus dieser Schutz- und Scheinwelt, in der wir uns einnisten solange es geht? Wenn die Realität, an der wir festhalten, selbst wenn wir ihr misstrauen, plötzlich zerspringt und Zeit und Raum und alle Koordinaten sich ändern. Was macht dieses veränderte Außen, diese Bedrohung, die auch eine Befreiung darstellt, mit unserem Inneren? Wo führt es uns hin? In all meinen Romanen entwickelten sich überraschende Momente und Einblicke zu derartigen Horizonterweiterungen. Auch in meinem nächsten Buch, an dem ich gerade arbeite, wird es um eine ähnliche Grenzerfahrung gehen, und auch dann wieder in einem anderen Teil der Erde.

*Der Roman erzählt eine Flucht in den Westen, von Linz bis in die chilenische Atacama-Wüste, und dort eine, ja was: Läuterung? Ankunft? Die Erledigung einer Aufgabe? Was ist es für Dich?*

Es sind extreme, menschenfeindliche Bedingungen, die meine Figur aus dem herausreißen, das sie bislang kennengelernt und mit dem sie sich zu arrangieren versucht hat. Dahinter steckt meine Annahme, dass nur aus dem vollständigen Zusammenbruch der gewohnten Strukturen heraus Neues entstehen kann. Es ist für mich weniger eine kathartische Lösung, kein reinigender Schock, sondern vielmehr das Herunterbrechen auf ein absolutes Minimum, ein kompromissloses Ballast-Abwerfen, das die einzige Chance darstellt, dass Julian Ogert wieder wirklich auf die Beine kommt. Nach all dem Müll und Horror und der Lethargie, in die sein noch junges Leben geschlittert ist, sehe ich für ihn nur in einem so radikalen Neubeginn die Möglichkeit weiterzukommen. Meines Erachtens nach ist das die einzige Tür, die ihn aus seinem Korridor führen kann. Und freilich ist es eine sehr umfassende, bildgewaltige Erfahrung. Ein literarisches Geschenk für einen Schriftsteller wie mich. Ich liebe es, über meine Figuren derartige Situationen auszuleben. Sie dürfen tun, was ich nicht in ähnlicher Konsequenz wagen würde. Sie sind getriebener, verzweifelter, gebrochener und stärker zugleich, als ich es in meinem Leben bin. Das ist das Herrliche an der Literatur, dass sie alles kann. In ihr gibt es grundsätzlich keine Grenzen. Die sind höchstens im Kopf der Schreibenden und Lesenden.

*Ohne zuviel verraten zu wollen: In der Szene, in der der Leser erfährt, warum der Held Österreich verlassen hat, packt auch ihn das Grauen. Wie kommst Du auf solche Themen?*

Ich habe eine Schwäche für Begebenheiten, die zwar wahr sind oder zumindest sein können, aber trotzdem in ihrer Wucht unsere Vorstellungskraft fast überschreiten. Ich bin kein Fantasy-Autor. Für mich muss alles in der Realität fundiert, belegt sein. Doch Momente, an denen wir denken, das kann doch nicht sein, und doch wissen, dass es sehr wohl sein kann, faszinieren mich. Ständig sammle ich Ideen für solches Grenzmaterial. Oft entspringen sie persönlichen Erfahrungen, oder es sind Zeitungsartikel oder Augenzeugenberichte, oft auch vermeintliche Nebensächlichkeiten, die mich fesseln. Auf die Trepanierungs-Szene im „Elefantenfuß“ brachte mich zum Beispiel ein Interview mit einem holländischen Mediziner, der sich tatsächlich selbst ein Loch in den Kopf gebohrt hat, um eine permanente Öffnung für universelle Energien zu schaffen. Ich las es zufällig im Wartezimmer bei einem Arztbesuch und wusste, irgendwann würde der geeignete Moment kommen, um solchen Wahnsinn in Literatur zu verwandeln. Der Suizid von Julian Ogerts Eltern hingegen entspringt einer unfassbaren, aber wahren Geschichte aus meiner eigenen Großfamilie. Mein Großonkel in Wien war als Kind in dieselbe Situation geraten wie mein Protagonist und tat – was in seiner psychologischen Dimension und Brutalität eine auf den ersten Blick vielleicht unbegreiflich perverse Steigerung des Grauens ist – Jahrzehnte später seinem eigenen (Einzel)Kind dasselbe an, was ihm widerfahren war. Jahrzehnte des beruflichen Erfolges und der scheinbaren Bewältigung seines Traumas waren vergangen, dann wählte er vor den Augen seines Sohnes den Freitod. Das brachte mich auf die grundlegende Frage dieses Romans: Wie weit können wir uns wirklich von unserer Herkunft lösen? Können wir uns befreien, flüchten aus dem, was uns gegeben scheint? Was muss man riskieren und ab welchem Zeitpunkt ist man bereit dazu, alles aufs Spiel zu setzen?

*Der Roman hat auch ziemlich skurrile Figuren, z.B. den männlichen Heidi-Musical-Darsteller am Broadway, die Partygänger im maroden Fontenoy-Building, dem man den vergangenen Glamour Hollywoods kaum noch anmerkt, oder den „Linksaußen“ in der Wiener Jugendpsychiatrie... wie kommst Du auf solche Figuren, ist da auch Spaß am Ausspinnen dabei?*

Ich liebe schräge Typen – und schräge Typen lieben mich, scheint's. In allen möglichen Situationen werde ich von sonderbaren Freaks angesprochen. In mir fremden Städten fragen sie mich nach dem Weg und mehr. Sie ahnen, dass ich ein Ohr für sie habe. Oft behalten sie recht, denn ich höre ihnen grundsätzlich zu und stimmiere sie – auch wenn es anstrengend ist und der zweite Teil des Gesprächs nur mehr mein Herauswinden aus ebendiesem wird. Wildfremde haben mir schon im Detail ihren Kummer geklagt – nicht nur in Amerika, wo das keineswegs unüblich ist. Der Vorteil ist, dass sich so mein Fundus für eigenartige Lebensentwürfe erweitert. Später kann ich mir solche Personen und ihre Geschichten in Erinnerung rufen und, du sagst es, genussvoll weiterspinnen.

In der Wohnung einer männlichen Heidi habe ich in Manhattan tatsächlich mal einen Monat gewohnt. Ich war froh, als es vorüber war, aber ich bin auch froh, dass ich es erleben durfte, denn meine blanke Fantasie würde kaum so weit reichen. In dieser Beziehung sind die USA immer noch weiter als das starre Europa, immer noch eher ein Land der Sonderlinge und unbegrenzten Entfaltungsmöglichkeiten.

*Dieser Roman ist voller Musik; mit „Musik=Müll“ hast Du im Grunde ja ein Manifest gegen die lieblose Verwendung und Verwertung von Musikfetzen geschrieben. Ist der Straßenmusiker als Interpret für Dich auch ein Gegenentwurf?*

Der Straßenmusiziererei ist kein Kapitel im Müllbuch gewidmet, aber es stimmt wohl, dass sich auch in diesem Bereich einiges verschoben hat. Die Straßenmusiker, auf die man heute in hiesigen Fußgängerzonen stößt, sind nicht verzweifelte (oder auch romantisierende) eigenbrödlerische Gestalten, sondern Vollprofis, die sich dem Entertainment der Masse und einer möglichst bunten Show verpflichtet fühlen. Sie haben sich in aller Herrgottsfrüh bereits beim zuständigen Amt angestellt, um anderen zuvorzukommen und eine behördliche Spielerlaubnis zu erhalten, und wissen, dass den abgebrühten Passanten nur Geld aus der Tasche zu locken ist, wenn sie (wie in allen Bereichen der Unterhaltungsbranche) die Musik zum Event machen. Virtuose Artisten, Dienstleister, die gute Laune verbreiten, sind sie und müssen es sein. Die wenigen, die es ohne Spektakel wagen, sitzen vergessen am Straßenrand, zu subtil, um sich durchzusetzen. Hier spiegelt sich unser allgemeiner Umgang mit Musik wider: Nur Musik allein ist nicht genug. Nur für sich stehend hat Musik keine Berechtigung in unserer durchprofessionalisierten Gesellschaft.

„Korridorwelt“ spielt in einer noch etwas anderen, vergangenen Epoche und kann als Blick zurück auch als Utopie für einen kommenden Wandel verstanden werden. Heute gibt es vielerorts Retrobewegungen und Nischen, die auf jene Dinge fokussieren, die im Lärm und in der Eile untergehen. Genau in jenen Bereichen hat er eine Chance, mein Julian Ogert. Dort wird ihm zugehört, auch wenn er nicht schreit.